



Foto: Industriemuseum Geschichtswerkstatt Herrenwyk

Edmund Fülcher bei einem Stadtrundgang am 8. Mai 1999

Wolfgang Muth

Ein Lübecker im Widerstand

Trauerrede für Edmund Fülcher, 21. Februar 2007

Wir haben uns hier versammelt, um Abschied zu nehmen von Edmund Fülcher, der im gesegneten Alter von fast 92 Jahren in der Nacht vom 12. auf den 13. Februar verstorben ist.

Kindheit in Hunger

Edmund Fülcher wurde am 1. April 1915 als Kind der Arbeiterin Pauline Krückler geboren. Diese heiratete einige Jahre später den Schneider August Fülcher, der Edmund adoptierte. Kurze Zeit nach seiner Geburt begann die Hungerzeit, die gegen Ende des Ersten Weltkrieges immer schlimmer wurde und vor allem die Arbeiterbevölkerung traf. Sein Vater, ein Schneider, verdiente nicht viel Geld und wurde dann Mitte der 20er Jahre früh verrentet. So war die gesamte Kindheit von Edmund durch Hunger gekennzeichnet.

Die Familie lebte Anfang der 20er Jahre in einem großen Wohnblock auf dem Gelände des alten Lübecker Bahnhofes auf der Wallhalbinsel. Dort richtete die Internationale Arbeiterhilfe, eine der KPD nahe stehende Organisation, ein Kinderheim ein. Edmund meldete sich und seine Schwester dort selbst an. „Ich wollte mich auch einmal richtig satt essen, und wenn’s möglich wäre jeden Tag richtig satt essen“, so erzählte er in einem Zeitzeugeninterview Anfang der 80er Jahre. Nach der Schule bekamen die Kinder dort eine warme Mahlzeit. Unter Aufsicht konnten sie ihre Schularbeiten machen und bekamen, bevor sie am späteren Nachmittag nach Hause gingen, noch eine kleine Vesper. Es gab aber auch andere Aktivitäten: So spielte Edmund u. a. Becken und Pauke im Spielmannszug des Kinderheims. Über diese Einrichtung bekam Edmund erste Kontakte zur kommunistischen Jugendorganisation. Ende 1928 zog die Familie um, das Heim wurde kurze Zeit darauf aufgelöst.

Nach Beendigung der Schulzeit 1929 hatte Edmund den Plan, als Steward zur See zu fahren. Dazu musste er allerdings eine Ausbildung vorweisen. So machte er ein sog. einjähriges Volontariat zum Kellner im Restaurant „Theaterklaus“ in der Beckergrube. Nach einem Jahr schied er dort aus und trug sich in eine Warteliste für eine Stelle als Schiffssteward



Foto: Industriemuseum Geschichtswerkstatt Herrenwyk

Alter Bahnhof vor dem Holstentor: Hier betrieb die Internationale Arbeiterhilfe in den 20er Jahren ihr Kinderheim, das Edmund Fülcher und seine Schwester besuchten

ein. Bis es soweit war, arbeitete er als Milchfahrer in der Hansameierei. Im Herbst 1931 bekam er ein Schiff, auf dem u. a. auch Hans Bruhn fuhr, mit dem er später im Widerstand zusammenarbeitete. Es gab viele politisch links orientierte Seeleute auf diesem Schiff, die Edmund davon überzeugten, dass er der Internationalen Transportarbeitergewerkschaft beitreten sollte. Anfang der 30er Jahre wurde er auch Mitglied im Kommunistischen Jugendverband Deutschlands (KJVD). Im Winter 1932/33 war er längere Zeit arbeitslos. 1933/34 bekam er eine Stelle als Steward auf dem Dampfer *Holstentor* der Reederei „Lübeck-Linie“, die vor allem die Verbindungen zwischen Lübeck und den skandinavischen Ländern bediente. Auf diesem Schiff fuhr Fiete Böckenhauer, mit dem zusammen Edmund Ende 1936 vor dem Volksgerichtshof stehen sollte, als Heizer.

Kommunistische Selbstorganisation

94

Nach der Machtübergabe an die Nationalsozialisten am 30. Januar 1933 beteiligten sich Edmund und seine Kameraden an der Einschleusung von illegalem Schriftmaterial nach Lübeck. Sie übernahmen es in skandinavischen Häfen und schmuggelten es an Bord. In Oslo nahm Edmund an

Versammlungen der Norwegischen Arbeiterpartei teil, wo über die Frage diskutiert wurde, wie der Faschismus sich in Deutschland durchsetzen konnte. In Oslo traf er auch mehrmals den aus Lübeck stammenden Emigranten Willy Brandt – zwei Jahre älter als er –, der von seiner Partei, der Sozialistischen Arbeiterpartei, nach Norwegen geschickt worden war, um dort eine Exilorganisation aufzubauen.

Im Februar 1934 endete Edmunds Heuer auf dem Dampfer *Holstentor*. Er arbeitete nun als unständiger Arbeiter im Hafen. Er betätigte sich weiter im Widerstand. Ende 1934 gründete er zusammen mit sechs Kameraden, die er aus dem Kommunistischen Jugendverband kannte, die Revolutionäre Arbeiterjugend (RAJ), deren Leiter er wurde. Diese Organisation sammelte in den nächsten Monaten etwa 40 bis 50 Jugendliche, die vor 1933 hauptsächlich in der Sozialistischen Arbeiterjugend, der Jugendorganisation der SPD, organisiert waren. Aber auch Mitglieder der kommunistischen Jugendorganisation oder kirchlicher Jugendgruppen beteiligten sich.

Die Jugendlichen waren zwischen 16 und 25 Jahre alt, zwei Drittel waren Lehrlinge und Jungarbeiter, ein Drittel Schüler. Eine Besonderheit bestand darin, dass fünf der Jugendlichen gleichzeitig auch Mitglieder der Marine-HJ waren, um eine Lehrstelle zu bekommen oder sie zu behalten. In der RAJ versuchten die Jugendlichen, die von den Streitereien ihrer Parteioberen genug hatten, eine Volksfront von unten zu schaffen.

Als 1935 die illegale Reichsleitung der KPD auf die Linie der Volksfront umschwenkte, wurde die RAJ für die Lübecker KPD unter Leitung von Ernst Puchmüller interessant. Edmund Fülcher wurde von der Partei Anfang September nach Prag und einige Wochen später nach Berlin geschickt, wo er Kontakte mit dem Lübecker Hans Bringmann hatte, der als Instrukteur des Kommunistischen Jugendverbandes tätig war. Bringmann gab ihm Dokumente über die neue Parteilinie zu lesen und diskutierte lange mit ihm darüber.

Die Jugendlichen betätigten sich zunächst in der materiellen Unterstützung der Familien von Verhafteten. Sehr schnell begannen sie dann eine Kooperation mit Widerstandsorganisationen der KPD, aber auch des



Foto: Industriemuseum Geschichtswerkstatt Herrenwyk

Edmund Fülcher im Grünen, aufgenommen im Sommer 1935 in Berlin

95



Foto: Industriemuseum Geschichtswerkstatt Herrenwyk

Gaststätte West-Nord-West: In diesem von Willi Herrmann betriebenen Lokal in der Fischergrube 79 wurde illegales Druckmaterial verteilt, das Ermund Fülischer und andere Seeleute nach Lübeck eingeschleust hatten

sozialdemokratischen Reichsbanners, verteilten vor allem illegales Schriftmaterial in der Berufsschule und in den Betrieben. Von der Mai-Zeitung der KPD 1935 verteilten sie allein 400 Exemplare, was unter den Bedingungen der totalen Illegalität eine große Leistung war.

Im Frühjahr 1935 klebten die Nazis in Lübeck und Umgebung Plakate mit einem Judenkopf in *Stürmer*-Manier und der Unterschrift „Lübeck will Euch nicht!“ In der RAJ gab es zwei talentierte Zeichner, die in derselben Größe zwölf Plakate anfertigten mit dem Hitlerkopf in gleicher Manier und der Unterschrift „Lübeck will Dich nicht!“ Diese Plakate wurden in der Innenstadt und beim Hafen an zentralen Stellen geklebt. Eine zweite große Aktion der RAJ fand in der Nacht zum 1. August 1935, dem Antikriegstag, statt. Auf das Dach eines 100 Meter langen Hafenschuppens beim Holstentor malten sie in großen Buchstaben die Parole: „Brüder in eins nun die Hände, bildet die antifaschistische Einheitsfront gegen Faschismus und Krieg“. Diese Parole war von der Innenstadt her sehr gut sichtbar. Selbst als die Nazis das Dach schwarz überstrichen, konnten Eingeweihte sie noch lesen, da die Jugendlichen die Farbe sehr dick aufgetragen hatten. Edmund war bei diesen gefährlichen Aktionen immer mit dabei.



Foto: Industriemuseum Geschichtswerkstatt Herrenwyk

Lüftungsschacht einer Verwahrzelle im Keller des Zeughauses: Einige dieser Zellen wurden von der Gestapo als Prügelzellen für politische Untersuchungshäftlinge genutzt

Im Herbst 1935 trafen große Verhaftungsaktionen die Lübecker Widerstandsorganisationen. Auch Edmund und zwölf seiner RAJ-Kameraden wurden verhaftet. Alle Festgenommenen wurden bei der Gestapo im Polizeipräsidium im Zeughaus an der Parade verhört. Verhör hieß dort vor allem Prügel mit allen möglichen Schlaginstrumenten, bis das Opfer weitere Namen nannte oder ein vorgefertigtes Geständnis unterschrieb. Auch Edmund wurde diesen Torturen unterzogen. Seine zwölf RAJ-Kameraden wurden 1936 vom Hanseatischen Oberlandesgericht, dem obersten politischen Gericht der nationalsozialistischen Terrorherrschaft auf regionaler Ebene, zu Gefängnisstrafen zwischen einem und vier Jahren verurteilt. Die jüngsten waren erst 17 Jahre alt. Die meisten von ihnen kamen nach Verbüßung ihrer Strafe ins KZ, vier der jungen Leute sind dort umgekommen.

Edmund wurde als sogenannter Rädelsführer behandelt. In seinen Verhören hatte er vieles auf sich genommen, um andere Kameraden, vor allem den Leiter der illegalen KPD-Parteioorganisation, Ernst Puchmüller, der zu den Mitangeklagten gehörte, zu schützen. Im Marstall-Gefängnis, dem Untersuchungsgefängnis am Burgtor, flüsterte man sich zu: „Edmund Fülischer nimmt alles auf sich“. Er ging davon aus, dass er als noch nicht Volljähriger nicht nach den gleichen Maßstäben wie die Erwachsenen bestraft



Foto: Industriemuseum Geschichtswerkstatt Herrenwyk

Edmund Fülcher auf einem Polizeifoto nach seiner Verhaftung im Oktober 1935

würde. Er glaubte trotz aller politischen und juristischen Willkür des Regimes noch an ein weitgehend rechtsstaatliches Verfahren. Von daher führte ihn die Gestapo zeitweise als Führer der illegalen KPD in der Stadt, was für einen erst Zwanzigjährigen sehr erstaunlich gewesen wäre. Erst nachdem einigen führenden Köpfen der Lübecker KPD die Flucht ins Ausland geglückt war, schob man ihnen dann die meisten Schuldvorwürfe zu. Die sechs Hauptangeklagten wurden wegen Vorbereitung zum Hochverrat vor dem Volksgerichtshof angeklagt. Bei einem solchen Anklagevorwurf drohte die Todesstrafe.

Mitte Dezember 1936 trat der Zweite Senat des Volksgerichtshofes im Gerichtsgebäude im Lübecker Burgkloster zusammen, um gegen die sechs Hauptangeklagten – fünf Kommunisten und einen Sozialdemokraten – zu verhandeln. In der Nacht vor Prozess-

beginn hatten Kameraden die Parole „Sie wollen Fülchers Kopf“ auf die Treppe des Gerichtsgebäudes geschrieben. In seinem Plädoyer sagte der Reichsanwalt, der Vertreter der Anklage, dass er eigentlich gegen Edmund Fülcher und gegen Ernst Puchmüller wegen der Schwere ihrer Taten die Todesstrafe beantragen müsse, er wolle aber im Fall Fülcher wegen dessen noch jugendlichen Alters und im Fall Puchmüller wegen einer durch Kriegsverletzung hervorgerufenen Blindheit davon absehen und beantragte gegen beide eine lebenslange Zuchthausstrafe. Das Urteil lautete: 15 Jahre Zuchthaus für Edmund, 13 Jahre für Ernst Puchmüller und Strafen zwischen 7 und 12 Jahren für die anderen vier Angeklagten.

Jahre der Haft

Edmund wurde Ende Dezember 1936 ins Zuchthaus Bremen-Oslebshausen überführt. Dort blieb er noch zwei Jahre in strenger Einzelhaft, d. h. er war 23 1/2 Stunden alleine eingesperrt, eine halbe Stunde pro Tag hatte er Einzelhofgang. Den einzigen menschlichen Kontakt hatte er zu den Zuchthauswärtern und zu den Kalfaktoren, die das Essen verteilten oder andere Dienste wahrnahmen.

Mit der Untersuchungshaft in Lübeck summierte sich das auf mehr als drei Jahre Einzelhaft. Edmund erzählte immer wieder, dass es das Schwere-

te gewesen sei, alleine mit der Zeit zurecht zu kommen. Er musste Tüten kleben – eine damals typische Arbeit für Zuchthausinsassen. In der restlichen Zeit las er sehr viel. Der Büchereikalfaktor war ein Lübecker Kleinkrimineller, den er von früher her kannte. Dieser besorgte ihm die Bücher, die er gerne haben wollte. Besonders interessierte er sich für Geschichte und Geografie. Nach seiner Erinnerung kannte er fast alle Flüsse der Welt und die Namen von allen Bundesstaaten der USA. Unter anderem brachte er sich auf diesem Weg auch Grundkenntnisse in einfacher und doppelter Buchführung bei. Häufiger stellte er Anträge, Bücher auf eigene Rechnung zu kaufen – bezahlt von seinem dürftigen Häftlingslohn. Alle Gesuche wurden von der Gefängnisleitung abgelehnt, bis auf das letzte: Edmund beantragte den Kauf von Adolf Hitlers *Mein Kampf* und Arthur Rosenbergs *Der Mythos des 20. Jahrhunderts*, die beiden Hauptwerke der Nazi-Ideologie. Dieses Gesuch musste von der Gefängnisleitung genehmigt werden. Von seinem Haftlohn ließ er auch einmal das Fahrgeld an seinen Vater überweisen, damit dieser ihn in Bremen besuchen konnte.

Nach zwei Jahren wurde Edmund dann in den Gemeinschaftsvollzug überführt und in der Küche angestellt, zunächst als Brotschneider. Da die Zuchthausleitung aus seiner Akte wusste, dass er sich intensiv mit Buchführung beschäftigt hatte, wurde er nach einiger Zeit in die Verwaltung des Wirtschaftsbetriebes versetzt, wo er die Buchführung für Küche, Bäckerei und Schlachtereie übernahm. In dieser Funktion konnte er durch Manipulationen manchem Kameraden, dem es schlecht ging, eine Extra-Portion zuweisen und ihn damit wieder aufpäppeln. Vor allem konnte er nach dem Beginn des Krieges gegen Frankreich illegal Mehl einschleusen, da bei der liefernden Mühle ein französischer Kriegsgefangener, ein kommunistischer Lehrer, als Auslieferungsfahrer beschäftigt war. Damit konnte die Brotration für besonders schwache politische Häftlinge aufgestockt werden.

Im Frühjahr 1944 wurden die politischen Gefangenen aus norddeutschen Haftanstalten evakuiert und nach Osten verschickt. Die Nazis hatten Angst vor einer alliierten Invasion in der Deutschen Bucht. Sie wollten keine politischen Gefangenen in die Hände der Alliierten fallen lassen.



Foto: Industriemuseum Geschichtswerkstatt Herrenwyk

Minna Klann, Mitangeklagte Edmund Fülchers vor dem Volksgerichtshof, mit ihren Kindern (um 1928/29)

Edmund wurde nach Waldheim in Sachsen verlegt. Er wollte nicht wieder in der Küche arbeiten und meldete sich für ein Außenkommando. Deshalb hatte er angegeben, er sei von Beruf Schlosser. Er kam in der Nähe von Leipzig in ein Werk, das Teile für den Flugzeugbau produzierte. Der Leiter seines Arbeitskommandos, ein Ingenieur, schaute sich das Elend nur kurz an und sagte ihm dann: „Junge, du bist dein Lebtage nicht Schlosser gewesen.“ Er hielt aber seine schützende Hand über Edmund. Er hatte wohl Mitleid mit ihm. Edmund wurde zum „Kolonnenschieber“ ernannt, d. h. er musste verschiedenste Botendienste machen. Vor allem war er für den Transport der Mahlzeiten für seine Kameraden verantwortlich. Bei dieser Gelegenheit nahm er Kontakte zu den Essenholdern der russischen Kriegsgefangenen und der französischen Zwangsarbeiter auf, die ebenfalls in diesem Werk eingesetzt waren. Man tauschte gegenseitig Informationen aus, vor allem über den Stand des Krieges und den Verlauf der Fronten.

Anfang April 1945 standen die Amerikaner noch 80 Kilometer, die Rote Armee noch 120 Kilometer von Edmunds Einsatzort entfernt. Der Chef seines Arbeitskommandos beschaffte Edmund Zivilsachen und Papiere eines verschollenen Neffen, der auf den ersten Blick eine entfernte Ähnlichkeit mit ihm hatte. Edmund floh aus dem Kommando. Die erste Nacht verbrachte er im Haus des Ingenieurs, dann machte er sich in einem mehrtägigen Fußmarsch auf den Weg in Richtung amerikanischer Armee. In der Nähe von Weimar stieß er auf die ersten Amerikaner. Er meldete sich beim erstbesten amerikanischen Ortskommandanten und erzählte seine Geschichte. Der Mann wollte ihm gerne glauben, Edmund konnte sie aber nicht beweisen. Deshalb gab ihm der Offizier den Rat, sich doch im am Tage vorher befreiten KZ Buchenwald zu melden, dort würde er sicher Menschen finden, die ihn identifizieren könnten.

Und so ging Edmund freiwillig ins KZ, allerdings nach der Befreiung. Er fand in Buchenwald zwar keine unmittelbaren Bekannten, aber es gab eine Reihe von Hamburger Kommunisten, die die Situation in Lübeck Anfang bis Mitte der 30er Jahre sehr genau kannten. In einem mehrstündigen Gespräch befragten sie ihn über Interna der KPD und des Widerstandes und über seinen Prozess. Danach wurde Edmund legitimiert und ins Lager aufgenommen. Er bekam noch einen roten Winkel als Zeichen des politischen Gefangenen.

Heimkehr nach Lübeck

Edmund blieb bis Anfang Juni 1945 in Buchenwald. Dann machte er sich mit einer Gruppe von ehemaligen Häftlingen aus Hamburg und Lübeck auf den Weg nach Hause. In Lübeck wurden die ehemaligen KZ-Häftlinge

in einer kleinen Zeremonie auf dem Markt empfangen im Beisein von ehemaligen Kommunisten, Sozialdemokraten und Gewerkschaftern. Die Neuankömmlinge wurden bevorzugt mit einer kleinen Wohnung versorgt, bekamen Lebensmittel- und Kleidermarken. Auf die Kleidermarken gab es allerdings nichts. Edmund wurde bei der provisorischen Stadtverwaltung und bei der englischen Militärverwaltung vorstellig, um endlich Zivilkleidung zu bekommen – er und seine Kameraden liefen immer noch in ihren Häftlingskleidern herum. Bei beiden Stellen wurde er getröstet. Deshalb machte er sich mit einigen Kameraden auf den Weg zu den Wohnungen ehemaliger hoher Gestapo-Funktionäre. Diese waren auf der Flucht, einer hatte sich das Leben genommen. Sie räumten deren Kleiderschränke aus; in einem Fall fanden sie auch noch eine größere Menge Stoffballen, die sie ebenfalls requirierten. Edmund, der vom Zuchthausarzt in Oslebshausen in einer Krankenakte als „Sitzriese“ bezeichnet worden war, fand keinen passenden Anzug in seiner Größe, ein befreundeter Schneider half ihm aus diesem Dilemma. Edmund wurde vom britischen Geheimdienst vorgeladen, verteidigte sich aber so geschickt, dass er mit einer milden Verwarnung davon kam.

Annäherung an die eigene Geschichte

Die Geschichte seiner Verhaftung und fast zehnjährigen Inhaftierung hat bei Edmund tiefe Narben hinterlassen. Jahrelang konnte er nicht über seine Erlebnisse sprechen, nur im Kameradenkreis bei der Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes (VVN) konnte er sich mitteilen. Im Familien- und Freundeskreis wusste man nur, dass da irgendetwas gewesen sein musste, aber nichts genaues. Vor allem für die Kinder war es schwierig. Ich erinnere mich noch an Edmunds 80. Geburtstag, den er in einer großen Runde von Familienmitgliedern und Freunden am Uklei-See feierte. Wolfgang Fülcher und sein Schwager ließen Edmunds Leben anhand von alten Zeitungsausgaben – alle zehn Jahre die Ausgabe vom 1. April – Revue passieren. Wolfgang stellte die schmale Tageszeitung vom 1. April 1945 vor und sagte dann: „Und Vater wurde aus dem Gefängnis entlassen, und ich wusste jahrelang nicht, worüber er mit uns geschwiegen hat...“

Erst Anfang der 80er Jahre, als Edmund für die Mitarbeit im „Arbeitskreis Geschichte der Lübecker Arbeiterbewegung“ gewonnen werden konnte, begann er auch öffentlich seine Geschichte zu erzählen. In dieser Gruppe fanden sich Zeitzeugen und jüngere Geschichtsinteressierte zusammen. Man begann mit der Aufarbeitung der Geschichte von Widerstand und Verfolgung in Lübeck. Der Arbeitskreis erarbeitete eine Ausstellung, die in den 80er und 90er Jahren unter großer Aufmerksamkeit in Lübeck



Foto: Industriemuseum Geschichtswerkstatt Heerenwyk

Hans Bruhn (1911–1995) bei einem Stadtrundgang im Sommer 1988

und im Umland gezeigt wurde. Außerdem wurde ein „Alternativer Stadtrundgang zu den Stätten von Widerstand und Verfolgung“ ausgearbeitet. Dieser wurde regelmäßig unter Führung von Zeitzeugen angeboten.

Edmund stellte sich ebenfalls für die Stadtrundgänge zur Verfügung. Vor allem führte er viele Gruppen und Schulklassen durch die Ausstellung. Ende der 90er Jahre rechnete er mir mehrmals stolz vor, dass er mehr als 200 Stadtrundgänge und Ausstellungsführungen durchgeführt hatte. 1985 drehte Linde Fröhlich, heute künstlerische Leiterin der Nordischen Filmtage, mit Freunden einen Film unter dem Titel *Und hätten die Freiheit nicht wieder gesehen...* Darin erzählen

Edmund und zwei seiner Kameraden, Hans Bruhn und Fiete Böckenhauer, an Originalschauplätzen die Geschichte ihres Widerstandes und ihrer Verhaftung. Der Film endet mit einer Szene, in der Edmund wieder auf der Anklagebank im Gerichtssaal des Burgklosters sitzt. Ein Schauspieler verliert aus dem off sein Urteil.

Ich begann 1990 im Arbeitskreis mitzuarbeiten. Seit Ende 1992 boten Edmund und ich gemeinsam den Stadtrundgang an. Ich kann sagen, wir waren ein gutes Team. Edmund erzählte aus seiner Erinnerung und Erfahrung, ich gab Kommentare als Historiker ab. Wenn es um irgendwelche Jahreszahlen oder Daten ging, schaute Edmund mich schelmisch an und fragte: „Stimmt's, Doktor?“ Den Teilnehmern der Führungen erklärte er dann „Der ist mein lebendes Lexikon, den nehme ich nur deshalb mit.“

Obwohl diese Rundgänge mit der Zeit für ihn zu einer gewissen Routine wurden, fiel es Edmund doch immer noch schwer, über bestimmte schlimme Erlebnisse zu erzählen. Besonders schwierig wurde es für ihn am Zeughaus, wo sich während des „Dritten Reiches“ die Zentrale der Gestapo befand. Hier musste er erzählen, wie er und viele seiner Kameraden verprügelt und gefoltert wurden. Einmal schlug es ihm regelrecht auf den Magen. Aus diesem Erlebnis habe ich meine Lehren gezogen und bei den Stadtrundgängen nun selbst erzählt, was sich im Zeughaus abgespielt hatte. Edmund war dankbar dafür.

Aber trotz dieser Auftritte in der Öffentlichkeit konnte er mit seiner Familie weiterhin nicht richtig über diese Ereignisse sprechen, obwohl er das Bedürfnis hatte, auch dort und im Freundeskreis Klarheit zu schaffen.

An seinem 90. Geburtstag überraschte er mich, als ich nachmittags in die Geibelstraße zum Kaffee kam, mit der etwas barsch vorgetragenen Bitte: „Ich will, dass du heute Abend nach dem Abendessen einen zwanzigminütigen Vortrag über den Widerstand hältst!“ Ich habe dann, glaube ich, nur zehn Minuten gesprochen und hauptsächlich über ihn und seine Rolle im Widerstand. Edmund war sehr zufrieden. Auf diese Art und Weise konnte er doch noch einmal einiges aus seiner Geschichte klar stellen. Er selbst wäre allerdings nicht in der Lage gewesen, vor diesem Kreis zu erzählen.

Mitglied der KPD

Ende 1945 trat Edmund in die KPD ein. Anfang der 50er Jahre gab es innerhalb der Partei eine große Ausschlusswelle, vor allem Funktionäre, die schon während der Weimarer Republik in führenden Positionen gestanden hatten, wurden ausgeschlossen, unter dem Vorwurf „Trotzkisten“, später „Titoisten“, zu sein. 1953 traf es auch Edmund. Wessen man ihn genau beschuldigte, hat er nie so richtig erzählt. Wahrscheinlich spielte auch sein Entschluss, sich beruflich selbstständig zu machen, eine Rolle. Er war damit in den Augen einiger Parteiführer ins Lager der Arbeitgeber und damit des Klassenfeindes gewechselt.

Edmund hätte nun von sich aus sein Parteibuch abgeben können, aber wenn er sich zu Unrecht angegriffen fühlte, weckte das seinen Kampfgeist. Also setzte er sich zur Wehr. Zwei seiner Kameraden, die als Mitglieder der Parteikontrollkommission eigentlich gegen ihn ermitteln sollten, warnten ihn immer wieder vor, wenn neue Vorwürfe gegen ihn aufgebaut wurden. So zog sich das Verfahren hin. Es versandete dann 1956, als die KPD vom Bundesverfassungsgericht verboten wurde.

Auch dieses Vorgehen seiner Partei hinterließ bei Edmund tiefe Narben. Als er Anfang der 80er Jahre zum „Arbeitskreis Geschichte der Lübecker Arbeiterbewegung“ stieß, saß er dort zum Teil mit den gleichen Leuten zusammen, die ihn 30 Jahre vorher hatten ausschließen wollen. Ich habe mir erzählen lassen, dass es teilweise sehr hoch herging. Ich selbst habe die Geschichte erst in den 90er Jahren erfahren, meist eher anekdotisch bei Kaffee und Kuchen. Aber in einem speziellen Fall, der für Edmund mit „diesen Leuten“, wie er sagte, zu tun hatte, habe ich selber die Erfahrung gemacht, wie tief das alles bei Edmund saß.

Von Parteipolitik hatte Edmund nach den schlimmen Erfahrungen mit der KPD erst einmal die Nase voll. Erst 1990 trat er in die SPD ein.

Wirtschaftlicher Neuanfang

Im Herbst 1945 wurde Edmund bei der Stadtverwaltung im Wirtschafts- und Ernährungsamt angestellt. Er war nach einer ärztlichen Untersuchung zu 50 Prozent erwerbsunfähig geschrieben. Da er nicht von der Fürsorge leben wollte, bewarb er sich um diese Anstellung. Er blieb Angestellter, das Angebot sich verbeamten zu lassen, lehnte er ab. Nach zwei Jahren wechselte er zum Arbeitsamt, wo er erst in der Beratung tätig war, danach in der Versicherungsabteilung. Im Mai 1949 kündigte er auch hier und machte sich selbstständig, zunächst als Handelsvertreter für Damen- und Herrenbekleidung.

1947 heiratete er seine Frau Friedel. In diesem Jahr hätten die beiden ihre diamantene Hochzeit feiern können. Der Sohn Wolfgang wurde 1948 geboren, die Tochter Brigitte 1950. Die Familie wurde dann im Laufe der Jahre noch um drei Enkel vergrößert.

1952 erwarb das Ehepaar Fülcher ein Grundstück in Ratekau, auf dem ursprünglich ein Haus mit drei Wohnungen stand. Es wurde im Laufe der nächsten Jahre umgebaut. Edmunds Karriere als Gastronom begann. Die 1954 eröffnete Milchbar war damals etwas Hochmodernes; heute würde man sagen: ein In-Schuppen. Edmund war offiziell der Träger der Konzession, die er aufgrund seiner Ausbildung in der Theater-Klasse und seiner Tätigkeit als Steward ohne Probleme bekam. Seine Tätigkeit als Handelsvertreter gab er erst 1956 endgültig auf.

Zu dem Grundstück gehörte auch ein kleines Stück Land, auf dem Erdbeeren für die Erdbeermilch angebaut wurden. 1955 wurde der Campingplatz eröffnet, 1960 das Motel. Diese ganze Entwicklung wurde Edmund nicht leicht gemacht. Im Dorf wurden ihm immer wider Knüppel zwischen die Beine geworfen. Die ganze Familie wurde von Beschimpfungen und Beleidigungen wegen seiner kommunistischer Vergangenheit getroffen.

Edmund nahm seine Berufstätigkeit in der Gastronomie sehr ernst. Lange Jahre war er im Vorstand des Hotel- und Gaststättenverbandes im Kreis Ostholstein und setzte sich dort für die Belange seines Berufszweiges ein.

Für Edmund war seine Familie sehr wichtig. Familienfeiern im kleinen Kreis – zu Weihnachten und zu Geburtstagen – hatten eine hohen Stellenwert. Seinen 80. und 90. Geburtstag feierte er jeweils in großem Rahmen. Sehr wichtig waren für ihn auch die Überwinterungen auf Teneriffa. Mit seiner Frau hat er in den 90er Jahren außerdem noch einige hoch interessante Studienreisen mit der SPD unternommen.

Die letzte Zeit war vor allem für die Familie sehr hart. Seine Demenz nahm zu, er wusste nicht mehr, wo er war. Er kam zunächst ins Kranken-

haus in Lübeck, und die Abschiebung nach Neustadt drohte. In seinem Unterbewusstsein kamen immer wieder seine schrecklichen Erlebnisse aus der Nazizeit an die Oberfläche. Seine Familie hätte es gerne gesehen, wenn er in Frieden zu Hause hätte sterben können – das war ihm leider nicht vergönnt.

Mit Edmund ist der letzte Lübecker Zeitzeuge von uns gegangen, der noch aus eigenem Erleben von Widerstand und Verfolgung erzählen konnte. Seine Kameraden aus dem „Arbeitskreis Geschichte der Lübecker Arbeiterbewegung“, Fiete Böckenhauer, Heinz Tradowsky, Hans Bruhn, Alfred Bringmann, Hermann Reimann und Heinz Hinz sind im Laufe der letzten 15 Jahre verstorben. Auch Rakel Böckenhauer, eine enge Freundin der Familie, die nie ein großes Aufheben davon gemacht hat, dass sie selbst im Widerstand tätig war und deshalb im KZ gesessen hat, ist vor nicht ganz zwei Jahren verstorben. Damit ist eine Generation gegangen, der ich große Hochachtung wegen ihres Mutes zolle.

Ich bin sehr froh, dass ich das Glück hatte, Edmund kennenzulernen und mit ihm noch einige Jahre zusammenarbeiten zu dürfen. Sein Tod hinterlässt bei seiner Familie eine große Lücke. Ich wünsche Ihnen die Kraft, um mit diesem Verlust weiter leben zu können.

Der Autor

Wolfgang Muth, geb. 1951, Dr. phil., Historiker. Leiter des Industriemuseums Geschichtswerkstatt Herrenwyk in Lübeck. Beschäftigt sich seit langem mit Themen der NS-Geschichte in Lübeck und führt seit 1992 Stadtrundgänge zu Widerstand und Verfolgung in Lübeck durch.